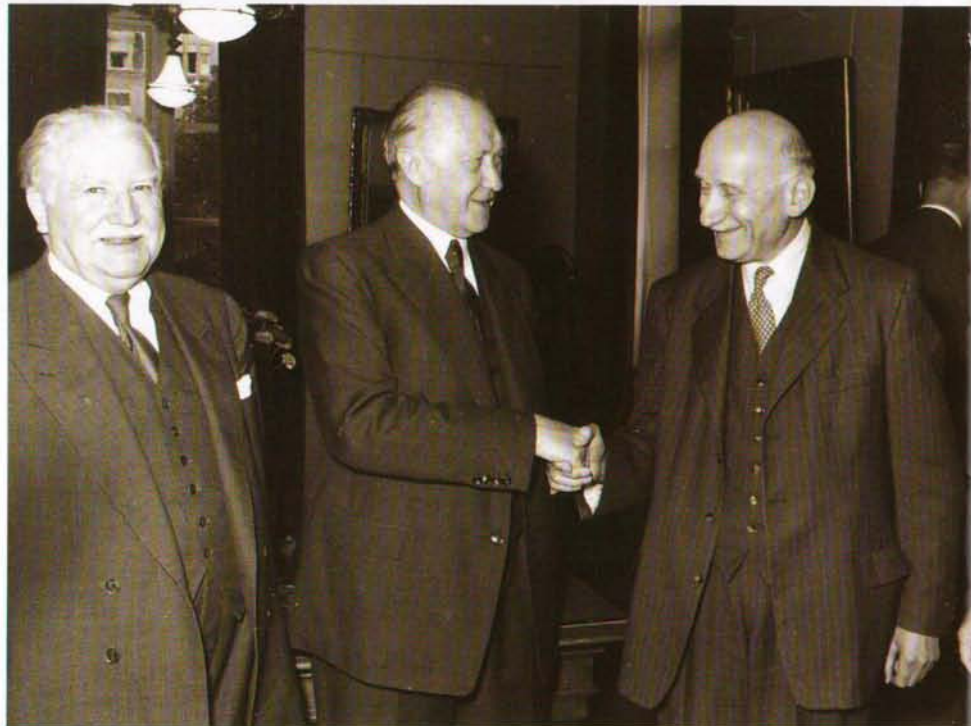


**Sputnik,
Atomium
und
Freddy Quinn**



Die schrecklich heile Welt der fünfziger Jahre

Es sind nicht unbedingt Bilder, die dem Autor, Jahrgang 1954, in der Erinnerung aufsteigen, wenn er versucht, jene fernen Zeiten wiederaufleben zu lassen, als es noch fast kein Fernsehen gab und man noch vielerorts auf der Straße Fußball spielen konnte. Stimmen sind es, die ihm in den Sinn kommen, Radiostimmen vor allem. Die Stimme von Nic Weber zum Beispiel, die tagtäglich um dieselbe Stunde zu vernehmen ist: *Bei ons doheem – eng Lëtzebuerger Revue iwwer haut a gësch*. Oder die Stimme von *Kellnesch Pir*, die die Fußballresultate am Sonntag durchgibt. Die mußte der Großvater unbedingt hören, und das Kind und die Großmutter durften sich dann nur noch im Flüsterton unterhalten. Das Radio hieß *Nordmende*, und es stand in der Küche auf einem großen weißen Eisschrank mit schönen Rundformen, der seinerseits *Eisfink* hieß. Und dann war da noch die herrisch schnarrende Stimme von Pol Leuck, die meist von zwei Männern erzählte, die *Adenhauer* und *Eisenhauer* hießen und gegen den *Kruttchef* kämpften. Das Kind hatte einmal gefragt, ob die beiden miteinander verwandt wären, und daraufhin war am Mittagstisch allgemeine Heiterkeit ausgebrochen.



Schuman-Plan 1952: Europas Pioniere

Théo Mey

Luxen

Montag, 7. Oktober 1957

110. Jahrgang
Nummer 280

Geglückter Start des ersten künstlichen Erdsatelliten

Seit Freitagnacht umkreist in einer Höhe von 900 Kilometern der in der Sowjetunion gestartete künstliche „Mond“ die Erde mit einer Geschwindigkeit von 28.800 Kilometern pro Stunde

LONDON, 7. Okt. (AP) Funkstationen und Observatorien in aller Welt verfolgen seit Freitagnacht mit größter Spannung die Bahn des ersten von Menschenhand geschaffenen Erdsatelliten, der von sowjetischen Wissenschaftlern erbaut und am Freitag vom Gebiet der Sowjetunion aus in den Weltraum abgeschossen wurde. Während Funkstationen in allen Ländern der Erde in regelmäßigen Abständen die von dem künstlichen Satelliten ausgesandten Funkzeichen empfangen, konnte der neue „Mond“ bisher noch von keiner Beobachtungsstation außerhalb der Sowjetunion gesichtet werden.

Der neue Erdtrabant hat die Form einer Kugel mit einem Durchmesser von 58 Zentimetern und einem Gewicht von 83,6 Kilogramm.

ten, um 14.11 über Tokio, um 14.16 über Petropawlowsk auf Kamtschatka.

Weitere Zeiten: 15.40 Uhr Saigon, 15.50 Mukden, 15.54 Ochotsk, 17.19 Kalkutta, 17.31 Jakutsk, 18.58 Kabul, 20.34 Bagdad, 20.52 J.

Die Entdeckung des Weltraums

Einmal hatte der Vater das Kind mit ins Kino genommen, weil da ein Tarzan-Film mit Johnny Weissmüller gezeigt wurde. Der Vater war dann ziemlich enttäuscht gewesen, als das Kind sich von den Affen und Löwen in Schwarzweiß viel weniger hatte beeindruckt lassen als von der Rakete, die im Vorprogramm, *das Belgavox – Le Monde vu par les Belges* hieß, zu sehen gewesen war, wie sie mit Feuer und Qualm von Cap Canaveral aus schnurgerade und majestätisch in den Himmel aufgestiegen war.

Und ein andermal war die halbe Stadt nachmittags mit Ferngläsern hinaus auf die Straße gelaufen, um den russischen *Sputnik* dabei zu beobachten, wie er die Erde umkreiste. Das hatte sich, wie der Erwachsene heute weiß, weil er es eben in seinem Lexikon nachgeschlagen hat, am 4. Oktober 1957 zugetragen, und der *Sputnik* war nichts anderes gewesen als der allererste „unbemannte Raumflugkörper“, ein militärischer Satellit, der von seiner Umlaufbahn aus Bilder aus dem kapitalistischen Lager nach Moskau schicken sollte. Denn man befand sich damals mitten im sogenannten Kalten Krieg, und die USA setzten alles daran, um den technologi-



Kommunionsfeier im Bahnhofsviertel

schen Vorsprung der Russen so schnell wie möglich aufzuholen. Was ihnen auch gelang, denn bekanntlich war es ein Amerikaner, der zwölf Jahre später, 1969, als erster Mensch auf dem Mond spazierenging.

Eine andere Erinnerung: Der Vater und der Onkel fahren zur Weltausstellung nach Brüssel (1958). Als sie zurückkommen, erzählen sie stolz, daß sie „am Atomium“ waren. Sie zeigen Fotos, aber das Kind kann mit all diesen seltsamen, durch Stangen miteinander verbundenen Kugeln nichts anfangen. Auch die Mutter befindet: „Den Eiffelturm zu Paräis as awer vill méi schéin.“ Mehr als zehn Jahre später, im Chemieunterricht, kommt es dann zu einer Art retardiertem Aha-Erlebnis.

In jenen Jahren ist der Zweite Weltkrieg bei den Erwachsenen noch omnipräsent. Das Kind hört „vum Hitler a vun deene knaschtege Preisen, déi nach ëmmer do wiren, wann d’Amerikaner nët komm wiren“.

Die tagtägliche Wirklichkeit steht allerdings in krassem Widerspruch zu diesem Deutschenhaß. Die Zeitung zum Beispiel, das *Luxemburger Wort*, das die Eltern abonniert haben, ist genau wie das *tageblatt* in deutscher Sprache verfaßt. Und auch in der Primärschule war das Deutsche die *langue véhiculaire*, wie man heute sagen würde. Wir nannten den Schulmeister Herr Lährer, und fast sämtliche Schulbücher, die *Heimatkunde*, das Rechenbuch, die *Naturkunde* und auch das Geschichtsbuch waren auf deutsch. Und natürlich auch die Kinderbibel, die *Zehn Gebote*, das *Gegrützeistdumaria* und das *Vater Unser*. Was Wunder, daß der Pfarrer sogar die Beichte in deutscher Sprache abhielt, in *Gedanken, Worten und Werken*.

Den Harmonikasjang, damals eine stadt- und landbekannte Figur

Tony Krier



Die Fröhliche Welle

Beim Friseur und beim Zahnarzt lagen zerfleddert *Der Stern*, die *Quick* oder *Das Neue Blatt*. Und Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre wurde der Name Luxemburg sogar europaweit fast nur noch mit einem deutschen Radioprogramm in Verbindung gebracht. Dies verdanken wir dem einheimischen Rundfunkpionier Camillo Felgen, der von der Villa Louvigny aus die *Fröhliche Welle von Radio Luxemburg* in alle Welt, vor allem aber hinüber in die Bundesrepublik plätschern ließ, wo der Piratensender aus dem Stadtpark von der Jugend geradezu kultisch verehrt wurde, sehr zum Ärger der gestrengen öffentlich-rechtlichen deutschen Sender, die diese deloyale Konkurrenz als Zumutung empfanden, aber nichts dagegen unternehmen konnten.

Der Luxemburger Publizist Marcel Engel hat diese sogenannte *Luxemburg-Taste* vor nunmehr fast vierzig Jahren im *Lëtzebuurger Land* wie folgt beschrieben: „Was früher die *Sonntagsvesper* war, das ist heute die *singende, schwingende Nachmittagsandacht* der «Fröhlichen Welle». Camillo ist der *Oberpriester der säkularisierten Innerlichkeit*. Statt *Psalmen und Litaneien, Schlager und Schnulzen*. Wenn die ängstliche, einsame Kreatur sich früher von den ewigkeitsrauschenden Wellen der *Orgelmusik* aus dem *geplagten Erdendasein* erlösen und auf *Weihrauchwolken* emportragen ließ, so schließt sie sich heute in ihre vier Wände ein und schlürft mit heißer Gier das *Narkotikum der Hitparade*.“ Aber auch Marcel Engel kommt nicht umhin, in seinen kritischen Essay über „die *Quasselstrippe*“ auch eher versöhnliche Töne einfließen



Freddy Quinn



zu lassen. So zitiert er einen Gesprächspartner: „Dürfen wir Luxemburger nun stolz auf unseren Sender sein? Darüber weichen die Meinungen auseinander. Der Begriff «Radio Luxemburg» dient der touristischen Propaganda. Viele Ausländer sind auf den Namen unseres Großherzogtums erst durch Radio Luxemburg aufmerksam geworden. Ich gehe soweit zu behaupten, daß jährlich Hunderte von Touristen sich von dem Schlager «Schön ist das Leben in Luxemburg» dazu verlocken lassen, unser Ländchen zu besuchen.“

Welche Filme – natürlich deutsche! – die Luxemburger in den fünfziger Jahren am liebsten sahen, das hat Paul Lesch bereits an anderer Stelle in dieser *Ons Stad*-Nummer mit mildem Spott dokumentiert.

Von Heimat und Sehnsucht

Was nun die Musik aus dieser schönen Zeit anbelangt, so würde der Autor sich glücklich schätzen, wenn er erzählen könnte, in seiner behüteten Kindheit seien damals vor allem gehaltvolle Chansons zu hören gewesen, von Charles Trenet etwa, von Edith Piaf oder von Georges Brassens. Aber er kann leider nicht einmal mit Elvis Presley, mit Bill Haley, Jerry Lee Lewis oder Chuck Berry aufwarten, denn die hat er erst sehr viel später zu hören bekommen.

Denn wie man's auch wendet und dreht, die Erinnerung läßt sich nicht betrügen, und da sind sie schon, die Schlager von damals, die zum Teil sogar heute wieder ein nostalgisches Revival erfahren: *Zwei kleine Italiener*, die natürlich von Napoli – wovon sonst! – träumten, die *Capri-Fischer*, die in weitem Bogen die Netze auswerfen, während die rote Sonne im Meer versinkt.

Oder das Mädchen von Piräus, das den Hafen, die Schiffe und das Meer liebt und allabendlich am Kai wartet, bis das heißersehnte Schiff endlich kommen wird, um ihm *den einen, den ich so lieb wie keinen* zu bringen. Und natürlich der unvermeidliche Freddy Quinn mit seinem ewigen Heimweh, seiner Sehnsucht und seinem weißen Schiff, das nach Hongkong fuhr.

Pol Leuck



„Camillo ist der *Oberpriester der säkularisierten Innerlichkeit*. Statt *Psalmen und Litaneien, Schlager und Schnulzen*.“

Ein bißchen Gehässigkeit muß erlaubt sein, wenn man das Phänomen des deutschen Nachkriegsschlagers untersucht, der schließlich innerhalb kürzester Zeit als neue, aber immerhin friedliche Besatzungsmacht Luxemburg ein zweites Mal vereinnahmt hat. So könnte man zum Beispiel anführen, *Heimweh*, Freddy Quinns Riesenerfolg von 1956, das sei nichts anderes gewesen als die Klage einer ganzen Generation von Deutschen, der über lange Jahre ein gewisser Herr Hitler versprochen hatte, in Bälde die ganze Welt zu besitzen. Und nun saß man zusammengedrängt in zerbombten Städten, mit sehr fremden demokratischen Gepflogenheiten, die einem von den alliierten Siegermächten verordnet worden waren. Wie gut tat es dann, schmachthende Verse wie diese zu hören:

*Viele Jahre schwerer Fron,
harte Arbeit, karger Lohn.
Tagaus, tagein
kein Glück, kein Heim -
alles liegt so weit, so weit...*

Frauengold

Im Rahmen der Ausstellung des städtischen Geschichtsmuseums über die *Fifties* zeigte die Cinémathèque am vergangenen 15. Juni während gut anderthalb Stunden deutsche Werbefilme aus jener Zeit, die vor allem im Vorprogramm der Kinos liefen und die neuen Wonnen des Wirtschaftswunders priesen.

Am allerbesten hat uns die Reklame für *Frauengold* gefallen, ein alkoholisches Tonicum und Wundermittel von damals, die wie folgt inszeniert war und die Rolle der Frau in den Fünfzigern trefflich dokumentierte.

Szene: Ein Mann kommt am Abend müde und genervt aus dem Büro nach Hause und läßt seinen ganzen Frust an seiner Frau ab. Diese mag sich das nicht bieten lassen, und im Handumdrehen ist der schönste Ehekrach ausgebrochen. „Halt“, ruft da eine Stimme aus dem Off. Versöhnliche Musik ertönt, und die Stimme spricht: „Hätte die Dame regelmäßig «Frauengold» genommen, dann wäre diese häßliche Geschichte ganz anders ausgegangen!“

Die Szene wiederholt sich, der genervte Ehemann kommt ein weiteres Mal nach Hause und fängt an zu streiten. Aber seine zärtliche, wunderhübsch zurechtgemachte Angetraute nimmt ihm also gleich allen Wind aus den Segeln, indem sie ihn mit verführerischem Blick sanft, aber unmißverständlich ins eheliche Schlafzimmer zieht.

Und dann kommt der Slogan, der Werbegeschichte gemacht hat:

*„Frauengold schafft Wohlbehagen
Wohl gemerkt: an allen Tagen!“*

Hierzulande gab es übrigens einen ähnlichen Spot, der aber nur im Radio zu hören war und von niemand geringerem als von dem unvergessenen Léo Moulin gesprochen wurde:

*„Buff as gutt fir de Mo an hëlleft och de
Fraen an dene kriteschen Deg...“*

René Clesse

Die Mode der 50er Jahre



Théo Mey,
Tony Krier
© Photothèque
de la Ville de
Luxembourg